

Zeitschrift:	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege = Annales de la Société Suisse d'Hygiène Scolaire
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Schulgesundheitspflege
Band:	20/1919 (1919)
Artikel:	Freie Bahn für die Tüchtigen in den gelehrtenden Berufsarten
Autor:	Bosshart, Jakob
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-91297

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freie Bahn für die Tüchtigen in den gelehrt Berufsarten.

Von Dr. JAKOB BOSSHART, Clavadel.

Von Napoleon I. soll das Wort geprägt worden sein: «Tout soldat français porte dans sa giberne le bâton de maréchal de France.» Der Ausspruch ist zum geflügelten Wort geworden, wohl deshalb, weil er prägnant und einleuchtend ein Prinzip ausdrückt, ein Rezept angibt, das bei konsequenter Anwendung zum Erfolg führen muß, und zwar nicht nur im Heerwesen, sondern in jedem Betrieb, heiße er nun Handelsgeschäft, Fabrik, Staat oder sonstwie. «Freie Bahn für die Tüchtigen», könnte man den Sinn des Ausspruchs verallgemeinert mit einem modernen Schlagwort wiedergeben. Das Mittel wird jetzt, da es gilt, der armen, geschwächten und kranken Menschheit möglichst rasch wieder auf die Füße zu helfen, oft genannt und angepriesen. Aber das Rezept ist nicht so leicht auszuführen, wie es einfach klingt.

Am kompliziertesten dürfte sich seine Ausführung für die wissenschaftlichen Berufsarten gestalten, und wenn hier der Versuch gewagt wird, das Problem für die schweizerischen Verhältnisse auf wenigen Seiten zu erörtern, so geschieht es zum vornehmerein in dem Bewußtsein, daß eine einwandfreie Lösung oder auch nur eine allseitige Prüfung auf dem zur Verfügung gestellten Raum nicht möglich ist. Das Problem ist zugleich ein pädagogisches und ein sozialpolitisches, erstreckt sich also auf zwei Gebiete, die man als die eigentlichen Domänen der Antinomien, der unvereinbaren Gegensätze, der widerspruchsvollen Aufgaben bezeichnen kann. Wer würde nicht, daß es in der Pädagogik wie in der Sozialpolitik absolute Lösungen überhaupt nicht gibt, daß auf diesen Feldern menschlichen Versuchens, Forschens und Strebens jedes Gute mit irgend einem Übel erkauft werden muß, jedem «Vorwärts» sich irgend ein «Rückwärts» anhängt, für jedes «Ja» irgend ein «Nein» im Hinterhalt lauert? Wir rühmen uns in einer Demokratie zu leben, in der

für alle gleiches Gesetz und Recht gilt. Bestehen aber auch für alle, selbst gleiche Veranlagung vorausgesetzt, die nämlichen Möglichkeiten für den Aufstieg in die wissenschaftlichen Berufsarten, von dem hier gehandelt werden soll? Und gesetzt den Fall, es gelänge, allen die Pfade zu ebnen, liefern wir dann nicht Gefahr, eine Überproduktion von wissenschaftlichen Arbeitern hervorzurufen? Haben wir nicht jetzt schon das, was man anderwärts als Gelehrtenproletariat bezeichnet hat? Von letzterer Frage müssen wir bei unserer Untersuchung ausgehen. Ich glaube, sie im allgemeinen verneinen zu können. Der Begriff «Proletariat» setzt die Ausbeutung einer gesellschaftlichen Gruppe durch eine andere voraus. Wir haben ein Proletariat der Fabrikarbeiter und der Laden- und Bureauangestellten, ohne Zweifel; dagegen scheint mir ein solches in den gelehrten Berufsarten einstweilen nur in einzelnen Zweigen vorhanden zu sein. Was den Ärztestand anbetrifft, so weist die Schweiz entschieden gesundere Verhältnisse auf als etwa Deutschland, wo über die Lage der Kassenärzte schon oft Klagen laut geworden sind. Gewiß haben auch wir in unseren großen Städten Überfluß an Medizinern, zumal an Spezialisten; auf der Landschaft dagegen macht sich eher Mangel geltend. Es fehlt also nur an der richtigen Verteilung. Das Übel besteht darin, daß fast jeder junge Arzt, besonders wenn er in der Stadt aufgewachsen ist, nach der Stadt strebt, von der Möglichkeit reichlicheren Verdienstes und der Spezialisierung, von dem regeren gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Leben, von den Theatern, Konzertsälen und Vergnügungslokalen angezogen. Daß es unter diesen Verhältnissen viele prekäre Existzenzen unter den Ärzten gibt, ist nicht verwunderlich; aber sie röhren, wie angedeutet, weniger von einer Überproduktion, als von einer falschen Zielsetzung her. Für Zahnärzte soll immer noch Platz genug vorhanden sein, ebenso in gewissen Gegenden für die Veterinäre. In den Apotheken trifft man als Provisoren gewöhnlich Ausländer an; unser Land liefert also zu wenig Vertreter dieser Berufsart. — Wenn ein abgehender Gymnasiast nicht recht weiß, welchem Studium er sich zuwenden soll — was unerfreulicherweise nicht selten vorkommt — so entschließt er sich nach meiner Erfahrung fast immer für die Jurisprudenz. Es hat mir als Schulleiter für die Zukunft dieser, von keinem inneren Drange zu einem Beruf geleiteten jungen

Leute oft gebangt. Aber die Folge gab ihnen, äußerlich wenigstens, gewöhnlich recht. Nachdem sie ihre juristischen Studien absolviert oder auch nicht absolviert hatten, fanden sie bald irgendwo Unterkunft: unser Staats- und Wirtschaftsleben und unser parteipolitisches Getriebe haben ja für juristisch geschulte Leute manche Türe geöffnet und manchen Sessel bereit gestellt, nicht nur in den Advokaturbureaus und in den Verwaltungs- und Gerichtsgebäuden, sondern auch in Banken, Versicherungsanstalten, Handels- und Fabrikunternehmungen, Zeitungsredaktionen und Sekretariaten aller Art. — Der Zudrang zur Theologie, also zu der Berufsgattung, bei der, wie man meinen sollte, der innere Ruf allein bestimmend sein sollte, reguliert sich erfahrungsgemäß und, ich möchte sagen seltsamerweise, ziemlich sicher nach dem Gesetz der Nachfrage und des Angebotes. Sind viele Kanzeln leer, so nimmt die Zahl der Theologiestudenten zu und umgekehrt. Ich erkläre mir die Tatsache damit, daß hier die jungen Leute bei der Berufswahl von im Amte stehenden und die Verhältnisse überblickenden Männern sorgfältiger beraten werden als in andern Berufsarten. — Für Ingenieure und Geometer scheint jetzt im Staats- und Gemeindedienst Arbeit genug vorhanden zu sein. Die Nachfrage nach Elektrotechnikern wird in nächster Zeit eher zu als abnehmen. Nicht eben erquickliche Verhältnisse scheinen dagegen in der chemischen Industrie als Folge des Zusammenschlusses oder doch des Zusammenwirkens der Fabriken vorhanden zu sein. Auch in der Maschinenindustrie soll es um die jüngeren wissenschaftlichen Angestellten nicht zum besten bestellt sein. — Die Heranbildung der Primar- und Sekundarlehrer wird fast überall vom Staate reguliert. Verrechnet er sich oder sieht er sich nicht genügend vor, so erwächst ihm daraus, wie mir scheint, die moralische Pflicht, sich der Betroffenen in weitherziger Weise anzunehmen. Anders ist es um die Mittelschullehrer bestellt, deren Rekrutierung ziemlich dem Zufall überlassen wird. Die Folge ist, daß es für die Mittelschulstufe eine verhältnismäßig große Zahl von Privat- und Institutslehrern gibt, die tatsächlich ausbeutet werden und sich mißlich genug durchs Leben schlagen. Immerhin können wir zusammenfassend sagen, daß die Mißstände einer eigentlichen Überproduktion für die sogenannten liberalen Berufe sich bei uns noch nicht sehr fühlbar machen. Fragt freilich

ein vor der Berufswahl stehender Jüngling einen Arzt, einen Advokaten, einen Ingenieur nach den ökonomischen Verhältnissen und Chancen seines Standes, so wird er in der Regel einen recht pessimistischen Bescheid erhalten; man darf aber nicht vergessen, daß das Urteil des im Wirtschaftskampf Stehenden leicht und unbewußt durch etwas wie Brotneid gegenüber dem zukünftigen Konkurrenten beeinflußt wird. Übrigens möchte auch ich die Lage unserer geistigen Arbeiter nicht zu rosig schildern; ja, ich glaube, daß sie sich, wenn nicht Vorehrungen getroffen werden, immer mehr verschärfen wird, und zwar nicht zum wenigsten wegen des Überflusses an Universitäten in der Schweiz. Es wird sich immer mehr rächen, daß der Bund versäumte, die Hochschulstudien zu konzentrieren und zwei oder drei schweizerische Universitäten zu errichten. Es wäre so eher möglich gewesen, den gelehrten Nachwuchs zu regulieren, nicht nur was die Zahl, sondern auch was die Eignung anbelangt. Denn es kann wohl nicht geleugnet werden, daß gegenwärtig viele in wissenschaftliche Berufe hineingelangen, die dazu von der Natur nicht genügend ausgerüstet wurden. Allzuhäufig spielt der Zufall in der Berufswahl die Hauptrolle. Der Vater hat akademische Bildung genossen oder möchte sie gerne besitzen, folglich muß der Sohn sie sich unbedingt erwerben; ist es doch ein weitverbreiteter Zug, daß die Eltern ihre Kinder gerne über ihre eigene «Höhe» hinauftreiben möchten. Oder ein Vater hat mehrere Söhne, die er nicht alle in seinem Geschäft verwenden kann, also muß einer studieren. Ob er das Zeug dazu hat, wird nicht allzu ängstlich überlegt, dumm ist er ja nicht und andere prästieren's auch. Diese Schlußfolgerung ist durchaus berechtigt. Selbst an unseren obersten Unterrichtsanstalten überwiegen die Durchschnittsbegabungen; ja, unser ganzer Schulorganismus hat sich sozusagen auf den Durchschnitt eingestellt, und es sind Tendenzen vorhanden, das Niveau systematisch noch mehr herabzudrücken. An die eigentliche Wohlfahrt der jungen Menschen wird bei der Berufswahl selten sachlich gedacht, oder besser: man sucht das Lebensglück am falschen Ort. Vor allem will der Standesdünkel befriedigt sein, und was ist ihm, abgesehen von einer vornehmen Heirat, angenehmer, schmeichelhafter, als ein akademischer Titel? Wie viel innere Befriedigung und Lebensglück werden diesem Phantom zum Opfer ge-

bracht! Eine Hauptquelle des Übels ist die allgemein verbreitete Überschätzung und Höherstellung der geistigen Arbeit gegenüber der manuellen. Gaspard Vallette sagt in einem seiner croquis: «Comme s'il n'était pas mille fois plus utile et plus intelligent de faire une bonne serrure ou une belle étagère que d'écrire un mauvais sermon ou de débiter un médiocre plaidoyer! Et pourtant, telle est dans toutes les classes la force du préjugé que, si, ayant fait quelques études générales, je m'avais aujourd'hui de devenir un bon artisan, serrurier, peintre en bâtiment ou ébéniste, il n'y aurait pas assez de réprobation pour flétrir cette prétendue déchéance. D'une voix unanime, l'opinion me traiterait de raté, sans même tenir compte de la supériorité que me donnerait, dans l'exercice de mon métier manuel, ce que je puis avoir acquis de culture et d'ouverture d'esprit.» Man kann es nicht genug beklagen, daß das Handwerk bei uns so sehr in Zerfall geraten ist, immer noch mehr zerfällt und durch die entseelte und deshalb nie befriedigende Arbeit an der Maschine verdrängt worden ist. Das Handwerk, besonders wenn der künstlerische Trieb dabei sich betätigen kann, ist imstande, in uns jenes Gleichgewicht zwischen Körper und Seele herzustellen, von dem die meisten Menschen keinen Begriff mehr haben, die aber am besten das verbürgt, was man etwa Daseinsglück nennen könnte. Um dem Handwerk wieder aufzuhelfen, ist es freilich notwendig, die allzuweit vorgeschrittene Industrialisierung unseres Landes wieder rückwärts zu schrauben, was nur durch Vereinfachung der Lebenshaltung des ganzen Volkes, durch Verzicht auf eine Reihe von Bedürfnissen, die man sich in den letzten Jahrzehnten angewöhnt hat, möglich würde. Unser Wirtschaftsleben hat sich in einen verhängnisvollen circulus vitiosus verirrt. Man besitzt Kapital; man will es wuchern lassen; man produziert damit irgend etwas und spekuliert darauf — und fast immer mit Erfolg — daß die dummen Mitmenschen das Produkt abnehmen und bald nicht mehr entbehren wollen. Ist so ein Kreis vollendet, wird das Opfer in einen zweiten, gleichen hineingelockt, ein Bedürfnis nach dem andern wird geschaffen und befriedigt, aber was bei dem Unsinn notwendigerweise ausbleiben muß, ist die eigentliche Zufriedenheit. Hier sollte eine energische, zielbewußte Aufklärung einsetzen; denn die Leute ahnen ja gar nicht, was für ein Spiel mit ihnen getrieben wird. Man treibt

Propaganda für alles mögliche, man treibe sie einmal kräftig für das zerfallende Handwerk und gegen die Halbheiten in den gelehrt Berufsarten! Man sage der vor der Berufswahl stehenden Jugend, was für ein bedauerliches, hohles und im Grunde lächerliches Wesen ein Arzt, Advokat, Richter, Pfarrer, Lehrer eigentlich ist, wenn ihm ein tieferes Verhältnis zu seinem Beruf fehlt, wenn er Zeit seines Lebens bemüht sein muß, seine Unzulänglichkeit oder Interesselosigkeit zu verdecken und dieses Ziel nur erreicht, indem er sich der Routine, d. h. dem Tod, verschreibt und sich nach außen bläht; bei dem die materielle Seite des Berufs die Oberherrschaft führt, der sich infolgedessen in Neid gegen die Kollegen verzehrt, denen es scheinbar besser geht, der sich gewöhnt, von allem, dem Beruf und den Menschen, kleinlich zu denken und dabei seelisch verkrüppelt. Das ist ja gerade das Ungesunde, daß viele Intellektuelle fast lediglich das Ziel verfolgen, sich zu Erwerbenden einer höheren, besser bezahlten Schicht emporzuarbeiten, daß sie vor allem das erstreben, was man gemeiniglich einen glücklichen Zustand nennt und darunter das kleinbürgerliche Behaglichkeitsideal versteht: bequeme Lebensweise, Ansehen unter den Menschen, ein gewisses Maß von Luxus in Wohnung und Kleidung, gesellschaftliche Zerstreuungen und dergleichen Äußerlichkeiten.

Es sollte nicht schwer sein, der Jugend klar zu machen, daß solche Leute ihren Stand geradezu diskreditieren und schuld an dem Mißtrauen sind, das den geistigen Arbeitern vielfach, besonders von den Fabrikarbeitern, entgegengebracht wird. Da ihr Beruf für sie keine Notwendigkeit ist, sondern von Anfang an ein Notbehelf war, hätten sie davon ausgesperrt werden sollen. Daß dies nicht geschah, läßt auf einen Mangel oder eine Unzulänglichkeit unserer Unterrichtseinrichtungen schließen. Wenden wir uns also diesen zu! Es fallen für uns die Mittel- und die Hochschulen in Betracht. Den ersten liegt die Auslese der künftigen geistigen Arbeiter, den letzteren ihre Fachausbildung ob. Wie kommt es, daß für einen gelehrt Beruf ungenügend ausgestattete Leute den Anforderungen dieser Lehranstalten genügen, alle Hindernisse und Schwierigkeiten des Bildungsweges überwinden können? Haben wir nicht strenge Promotionsvorschriften, rigorose Aufnahme-, Maturitäts-, Diplom- und Doktorprüfungen? Ja, wenn alles mit Reglementen zu machen wäre! Auch beim besten Willen und den vernünftigsten

Vorschriften kann die Schule bei der Einschätzung eines jungen Menschen sich gründlich irren. Es wachsen, entwickeln sich und reifen eben nicht alle Menschen nach dem gleichen Gesetz, weder körperlich noch geistig; die Schule aber ist, wie schon bemerkt, auf den Durchschnitt, auf eine gewisse Norm zugeschnitten. Bei manchem Kind, das auf der Unterstufe zu den besten Hoffnungen berechtigte, stellt sich bald ein bleibender Stillstand ein; andere entwickeln sich ruckweise; wieder andere sind mit einem guten Gedächtnis ausgestattet, während die Befähigung zum abstrakten Denken weniger entwickelt ist, sie marschieren in den untern Klassen an der Spitze, versagen aber in den obern oder können sich nur mit größtem Fleiße halten, so daß sie schließlich müde und fast verbraucht zur Hochschule gelangen; nicht wenige, an denen die Schule verzweifelte, weil sie sich in einem Zustand der Unklarheit und Verworrenheit befanden oder ganz einseitig begabt waren, leisteten später zur nicht geringen Verwunderung ihrer einstigen Lehrer Hervorragendes, während die sogenannten Musterschüler, die ihr Stolz und ihre Hoffnung waren, oft nicht mehr als Durchschnittsärzte, Durchschnittsjuristen oder -beamte wurden. Kein Wunder, daß man den Lehrern oft vorwirft, die Scheinbegabung nicht von der echten unterscheiden zu können und zuweilen die besten Bausteine zu verwerfen. Man überlegt zu wenig, wie schwer es ist, das Horoskop eines jungen Menschen auch nur annähernd richtig zu stellen, zumal, wenn ein ungewöhnlicher Werdegang vorliegt. Die Beurteilung der jungen Leute ist noch weit schwieriger, als das eben Ausgeführte vermuten läßt; denn es hat sich dabei ja fast nur um die Schätzung des Verstandes gehandelt, d. h. um eine Aufgabe, für die alle Disziplinen ziemlich ausgebildete und erprobte Methoden besitzen. Aber der Mensch ist nicht bloß ein Verstandeswesen; das Instrument, auf dem er sein Lebenslied spielt, hat drei Saiten; neben der des Denkens die des Fühlens und des Wollens, alle von gleicher Bedeutsamkeit. Es ist ein Unrecht, das man endlich erkannt hat, die erste als die wichtigste anzusehen. Sicher ist nur, daß sie am leichtesten zu spannen und zu stimmen ist. Aber das, was den Charakter eines Menschen ausmacht, findet mehr durch die beiden andern seinen Ausdruck, sie sind auch für das, was ein Mensch einmal leistet, in hohem Maße mitbestimmend. Den Charakter des Mannes schon im Knaben vorauszusehen, ist eine äußerst

schwere Aufgabe; denn der Charakter schwingt herauf aus der dunkeln Tiefe des menschlichen Gemüts und bildet sich nach des Dichters Wort erst im Strom der Welt völlig aus.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß die Examina und alles, was damit zusammenhängt, bei der Auslese für die gelehrten Berufsarten immer unzulängliche Mittel sein werden, Netze, in deren Maschen mancher Fisch hängen bleibt, der durchschlüpfen sollte, und mancher durchgeht, der abzufangen wäre. Zuverlässiger als Prüfungsresultate werden immer die Beobachtungen der Lehrer während der Unterrichtszeit und die Art des Unterrichtsbetriebes sein. Eine Hauptaufgabe der Mittelschule muß darin bestehen, die produktiven Köpfe unter den Schülern von den rezeptiven, aber mit einem guten Gedächtnis ausgerüsteten, zu unterscheiden. Damit will nicht gesagt werden, daß der Schulkarren noch mehr belastet werden solle, als er es schon ist. Im Gegenteil! Das mittelalterlich anmutende, enzyklopädische Lehrziel, das den schweizerischen Knaben- und Mädchengymnasien hauptsächlich durch die Anforderungen des eidgenössischen Maturitätsreglementes aufgedrängt worden ist, diese Lehrpläne, die mehr durch Addition als durch inneres Wachsen entstanden sind, sollen wieder verschwinden, die Summe der Einzelkenntnisse vermindert, dafür aber eine größere Vertiefung des Stoffes und vor allem geistige Selbstständigkeit der Zöglinge angestrebt werden. Wir haben zwischen Intensität und Vielseitigkeit zu wählen. Vielwisserei und Wissensqualm fördern den Geist nicht. Das einstige Ideal einer allgemeinen Bildung ist durch die Opportunitätsinfektion verzerrt worden. Hier heißt es umkehren! Nicht Kenntnisse soll man vor allem vermitteln, sondern Kräfte wecken und ausbilden. Das sind nachgerade Banalitäten, aber nur auf dem Felde der Theorie, nicht für die Praxis. Man muß wieder von dem Prinzip abkommen, alle Lehrfächer so ziemlich gleich zu bewerten. Dieses Prinzip führte zur Überbürdung. Um ihr zu steuern, ließ man bewußt oder unbewußt gewisse Erleichterungen zu, und damit war man auf den Weg der Oberflächlichkeit gelangt, auf dem die seichten Köpfe gedeihen, die gründigen aber nicht auf ihre Rechnung kommen. Damit ist angedeutet, daß es durchaus nicht meine Meinung ist, der Mittelschulkurs solle müheloser gestaltet werden, als er jetzt ist. Nein, er soll ein Klimmen und kein Flanieren sein! Die Forderungen sollen

nicht herabgesetzt werden, aber sich auf weniger Punkte erstrecken; sie sollen nicht auf Gedächtniskram abzielen, sondern auf lebendiges Können; der Stoff soll nicht angelernt, sondern angeeignet, zum Eigentum gemacht werden; die Schüler sollen sich weniger entgegennehmend, passiv, und mehr aktiv verhalten müssen; ihre Bildung soll durch Selbsttätigkeit, also von innen heraus erworben werden. Auf diese Weise werden sie auch ihren Willen stählen; die Gewöhnung an selbständige Arbeit ist die beste Schule des Willens. Es ist meine Überzeugung, daß bei einem solchen Unterrichtsbetrieb die für das wissenschaftliche Studium ungeeigneten Elemente am sichersten ausgemerzt würden. Man besorge nicht, daß die Schüler das nicht erhalten würden, was man einen guten Schulsack nennt. Sie werden vielleicht über weniger Dinge schwatzen können, aber was sie wissen, wird lebendig sein.

Der Grundsatz, der hier für die Mittelschule aufgestellt wurde, muß selbstverständlich auf der Hochschulstufe noch strikter durchgeführt und das Schwergewicht noch weit mehr als jetzt in die Übungen verlegt werden. Der Universitätslehrer darf sich dabei nicht scheuen, den Studenten, bildlich gesprochen, einmal ins Wasser zu werfen, um ihn schwimmen zu lehren, schon um dadurch die Willensschwachen und Unzulänglichen abzuschrecken. Man erhält manchmal den Eindruck, daß das Doktordiplom da und dort zu gnädig erteilt wird und nicht immer ein Ausweis für höhere Begabung und wissenschaftliche Selbstständigkeit darstellt. Die Dissertationen werden zuweilen schablonenhaft nach vorhandenen Typen ausgearbeitet. Die Prüfungsgebühren sollten, wie dies jetzt schon bei gewissen Diplomprüfungen der Fall ist, weder für die Examinanden noch für die Examinatoren ins Gewicht fallen. — Ein großer Übelstand in der medizinischen Fakultät ist die Überbürdung mit Vorlesungen, die den Studierenden ein selbständiges Schaffen und vor allem die Erweiterung ihrer allgemeinen Bildung fast unmöglich macht. Die Hauptschuld an diesem Übelstand trägt wohl das Überhandnehmen des Privatdozententums, das wiederum auf das immer mehr um sich greifende, durchaus nicht im Interesse des Volkes, vielleicht auch nicht im Interesse des Ärztestandes liegende Spezialistentum unter den Stadtärzten zurückzuführen ist.

Doch kehren wir zur Mittelschule zurück! Soll sie ihre Aufgabe in dem angedeuteten Sinne lösen, so muß sie sich von aller Mechanisierung des Unterrichts frei machen. Diese ist unleugbar da und dort vorhanden. Sie ist unausbleiblich, wenn die Lehrer zu stark belastet werden, namentlich aber da, wo die Klassen und die Schulanstalten zu groß sind. Einzelne schweizerische Mittelschulen sind eine Art Großbetriebe geworden; die Anstalten zählen zu viele Klassen und Schüler, die Lehrkörper zu viele Köpfe. Der Unterricht verliert dadurch den intimen Charakter und den einheitlichen Geist. Wie sollen Lehrer, die sich nur oberflächlich kennen, zusammenwirken, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen? Macht man nicht die Erfahrung, daß zuweilen einer einreißt, was der andere aufgebaut hat? Unsere pädagogischen Großbetriebe sollten zerlegt, der Mittelschulunterricht dezentralisiert werden! Für unsere Untersuchung fällt besonders ins Gewicht, daß die Mechanisierung einer Schule sich nicht zum wenigsten beim Promotionsverfahren, also bei der Auslese fühlbar macht. Es sei nur ein Punkt hervorgehoben. Wo die Zahlen, die Durchschnitte bei der Versetzung fast allein maßgebend sind, wo jede Antwort und jedes Versagen mit einer Ziffer im Notizbuch des Lehrers verewigt wird, ist sicherlich etwas im Schulbetrieb nicht in Ordnung. Den Lehrern aber, die so mechanisch verfahren, fehlt ein unentbehrliches Requisit zu ihrem Beruf: der psychologische Blick oder die psychologische Schulung. Dieser letzteren sollte bei der Ausbildung der Mittelschullehrer größere Beachtung geschenkt werden. Ich denke dabei weniger an Kurse in psychologischen Laboratorien oder Seminarien, als an eine praktische Unterweisung. Ein psychologisch gut geschulter Lehrer erhält die Aufgabe, die Lehramtskandidaten nicht nur, wie es jetzt geschieht, mit der Methodik seines Faches vertraut zu machen, sondern auch zur Kenntnis und Beurteilung der Schüler anzuleiten. Er veranschaulicht ihnen die Entwicklungsstadien zwischen dem 12. und 20. Altersjahr, die verschiedenen Schüler- und Begabungstypen und die besondere Behandlung, die sie verlangen, die Züge, vornehmlich des Charakters, die bei einer gründlichen und gerechten Beurteilung beachtet werden müssen; er weist sie auf die außerordentliche Bedeutung der Gefühls- und Willenssphäre hin, usw. Eine solche Einführung würde gewiß ziemlich viel Zeit er-

fordern; aber sie scheint mir so unerlässlich, wie die methodologische.

Im Interesse der besseren Beurteilung und der individuellen Behandlung der Schüler dürfte es sich auch empfehlen, das Fachlehrersystem, wenigstens in den untern Klassen, einzuschränken und durch das Fachgruppensystem zu ersetzen. Es ist ein pädagogischer Unsinn, einem Lehrer wöchentlich in einer Klasse nur zwei oder drei Stunden zuzuteilen. Wie lange geht es da, bis er seine Schüler auch nur einigermaßen kennt! Wie schwer wird es ihm fallen, einen erzieherischen Einfluß, auf den es doch vor allem ankommt, auf sie auszuüben! Die Einführung des Fachgruppensystems hätte natürlich eine etwas andere Vorbildung der Lehrer zur Voraussetzung. Man hat anderwärts besondere Diplomprüfungen für die untere und die obere Stufe der Mittelschule eingeführt. Dieser Modus ließe sich auch für uns erwägen. Die Pädagogen sollten sich dagegen nicht sträuben. Es weiß doch jeder, daß es Lehrer gibt, die in untern, andere, die in obern Klassen ihr Bestes zu leisten vermögen, und es ist ein falsches Ehrgefühl, nach einer Stufe zu streben, für die man nicht paßt. Das heißt nichts anderes, als das Erziehungswerk einer persönlichen Aspiration hintansetzen.

Ich kann die Frage der Auslese für die wissenschaftlichen Studien nicht verlassen, ohne noch ein Wort über das jetzt aktuelle Problem der Einheitsschule zu sagen. Das Wort stammt aus Deutschland. Wir haben in der Schweiz, von einigen Ausnahmen abgesehen, eine «Einheitsschule» von sechs Jahressklassen, das heißt diejenige, die man in Deutschland, wo in der Organisation der untersten Schulstufe eine große Zersplitterung herrscht, erstrebt. Es macht sich nun die Tendenz geltend, ihr noch zwei weitere Jahre aufzusetzen. Der Umstand, daß Freunde wie Gegner dieser Bestrebungen sich gleicherweise darauf berufen, daß der Standpunkt, das Interesse des Schülers ausschlaggebend sein müsse, zeigt, daß wir es hier mit einer der eingangs erwähnten Antinomien zu tun haben. Der beschränkte Raum gestattet es mir nicht, den ganzen Fragenkomplex zu erörtern, ich muß mich für einmal damit begnügen, meinen Standpunkt kurz zu skizzieren. Ich bin der Ansicht, daß die unleugbare Mannigfaltigkeit in den Anlagen der Kinder nicht dafür spreche, sie allzulange einen bestimmten Normalweg zu führen — obschon das manche Vorteile brächte — daß

vielmehr eine gewisse Vielseitigkeit der Wege der Jugend etwa vom zwölften Lebensjahr an am angemessensten sei. Die Schule ertötet durch den Massenunterricht und die damit zusammenhängende, bis zu einem gewissen Grade unvermeidliche Schablonisierung sehr viel Eigenart in den aufblühenden Menschen, zum großen Nachteil für Wissenschaft und Kunst. Ich schreibe die Tatsache, daß das 18. Jahrhundert so viele originelle Köpfe aufweist, nicht zum wenigsten dem Umstand zu, daß die Kinder damals, bei allgemein gewecktem pädagogischen Interesse, noch weniger in die Schablone der Schule gezwängt wurden als jetzt. Das Ideal wäre, für jedes Kind einen eigenen Erziehungs- und Bildungsgang und ein eigenes Jugendland zu schaffen, wie es Rousseau in seinem Emil vorzuzeichnen suchte. Da dies nicht möglich ist, soll man den Massenunterricht möglichst unschädlich machen, einmal durch Schaffung kleiner Klassen und dann durch Differenzierung der Bildungswege. Man wird vielleicht einwerfen, dadurch reiße die Schule die Einheit unseres Volkes auseinander. Aber ob die verlängerte Einheitsschule den rechten Kitt gibt? Ich vermute vielmehr, daß sie am besten die Geschäfte der Privatschulen besorgen würde, von denen sich jetzt schon eine Kategorie mit halbstaatlichem Charakter immer mehr zur eigentlichen Standesschule auswächst. Statt allen Schülern den gleichen Gang aufzuzwingen, wäre es deshalb entschieden besser, jedem für ihn zweckmäßigsten Weg zu ermöglichen; *) dann bleiben die verschiedenen Volksschichten in der Schule auch vereinigt.

Mit dem Kampf um die Einheitsschule geht parallel, verdeckt oder offen, ein Kampf gegen die klassischen Studien. Es kann nicht meine Aufgabe sein, diese für die Heranbildung der geistigen Arbeiter äußerst wichtige Frage eingehend zu erörtern. Das mögen Berufenere tun. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß es töricht ist, in einer Zeit, die sich wieder zur Kultur und Verinnerlichung be-

*) Auf diesen Boden stellt sich auch die neue deutsche Reichsverfassung. Sie sagt in ihrem Art. 146: «Auf einer für alle gemeinsamen Grundschule baut sich das mittlere und höhere Schulwesen auf. Für diesen Aufbau ist die Manigfaltigkeit der Lebensberufe, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule sind seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung . . . maßgebend.»

kennen will, die Kanäle, die aus dem Altertum zu uns führen, abzugraben. Wir haben es ja zur Genüge erfahren: Vieles von dem, was die neue Zeit in die Lehrpläne hineingebracht hat, dient der Äußerlichkeit, den materiellen Gütern, ist direkt auf den Broterwerb abgezweckt. Das klassische Gymnasium ist noch in der glücklichen Lage, in seinem Pensum ein paar Fächer zu haben, die man um ihrer selbst willen treibt, und das ist nicht der schwächste Grund für seine Berechtigung. Das Altertum als einheitliches Idealbild ist gewiß durch die neue Forschung widerlegt worden; aber man wird immer noch sagen dürfen, daß die Antike Gestalten und Werke der Literatur und Kunst aufweist, die nicht so bald ihre leben- und kulturfördernde Kraft verlieren werden, und die in ihrer Gesamtheit ein ganz unvergleichliches Bild darstellen. Vor allem ist es die Unabhängigkeit der alten Denker den letzten, großen Problemen gegenüber, die für die Bildung des Urteilsvermögens von unschätzbarem Werte ist. Zudem ist die ferne Vergangenheit vielfach verständlicher als die Gegenwart: die hemmende, die Übersicht verhindernde Spreu des Nebensächlichen und Belanglosen ist weggesiebt, die großen Linien treten deutlicher hervor und nehmen die Form des Typischen an. Ich meine deshalb, man sollte sich hüten, einen Strom abzulenken, aus dem der Menschheit schon so viel Kraft und Befruchtung geflossen ist, aus dem jeder halbwegs Gebildete, wenn auch vielleicht unbewußt, schon getrunken hat, eben weil dieser Strom durch ein weitverzweigtes Kanalnetz unsren ganzen Kulturboden durchtränkt. Nun glaube man aber nicht, daß ich die Meinung vertrete, es sollten alle zukünftigen Wissenschaftler durch das Gymnasium gehen. Gewiß nicht! Es soll nicht der Weg, sondern einer der verschiedenen Wege sein. Es gehen meiner Ansicht nach gegenwärtig zu viele durch das Gymnasium. Mein Bestreben geht nur dahin, davor zu warnen, die klassischen Studien in unserem Bildungswesen auf den Aussterbetat zu setzen, ihnen den nötigen weiten Spielraum zu rauben, ohne den sie verserbeln müßten. Ich will in dieser Sache das Wort noch einem Kompetenten, Herder, überlassen: «Ihnen (den Griechen) hatte die Muse jenen reinen Anblick aller Gestalten in Kunst und Dichtkunst, jenes unübertriebene und nichts übertreibende Gefühl für das Wahre und Schöne aller Art gegeben, das sich auch in der Philosophie nicht verleugnen konnte und ihren

kürzesten Lehrsprüchen, ihren leichtesten Symbolen einen so klaren Umriß, eine so bedeutungsvolle Grazie anschuf, als wir bei andern Völkern vergebens suchen dürfen. Freilich ist ihr Horizont nicht weit; er erstreckt sich wenig hinaus über dieses Leben, das ihnen der Mittelpunkt ihres Daseins war. Von diesem Mittelpunkt aus aber, wie rein sahen sie, wie menschlich fühlten sie alle Formen! Wie schön wußten sie diese in ihre Bilder- und Wortsprache zu kleiden! Keine Nation hat sie hierin erreicht, geschweige übertroffen, so daß man es als einen wahren Verlust für die Menschheit ansehen müßte, wenn ihre Philosophie und Symbolik, ihre Dichtkunst und Sprache von der Erde vertrieben und insonderheit von den Augen der Jugend verbannt würde. Ich sehe nicht, womit sie zuersetzen wäre.»

Ich habe die ideale Forderung aufgestellt, es sei jedem der für ihn geeignete Bildungsgang zu ermöglichen. Sie kann bei den gegenwärtigen Zuständen selbst unseres demokratischen Staates nicht erfüllt werden. Unsere Vertreter wissenschaftlicher Berufsarten stammen denn auch zum weitaus größten Teil aus den mittleren und oberen Schichten. Wir sind aber an wirklichen Begabungen und an initiativen Köpfen nicht reich genug, um diejenigen eines großen Teiles unseres Volkes entbehren zu können. Würden nicht auf dem Wege durch die Lehrerseminarien eine Anzahl Arbeiter- und Bauernsöhne zu wissenschaftlichen Studien gelangen, so wäre die Rekrutierung unserer Intellektuellen noch einseitiger. Die Mittel oder Mittelchen, die jetzt angewendet werden, um allen Klassen die höheren Studien zu ermöglichen, sind ganz unzureichend. Sie bestehen in Freiplätzen und Geldstipendien, die man mittellosen, aber talentierten jungen Leuten gewährt. Aber man verfährt dabei noch viel zu engherzig. Man muß mit den Unterstützungen weniger kargen und ihnen alles Demütigende, ich möchte fast sagen Bettelhafte nehmen, das ihnen noch anhaftet. Wie in den Spitälern das Kostgeld automatisch nach den Vermögensverhältnissen der Patienten abgestuft wird, so auch sollte man Schulgelderlaß und Geldunterstützungen automatisch nach gewissen Grundsätzen eintreten lassen. Eine gänzliche Abschaffung des Schulgeldes halte ich nicht für nötig; denn warum sollten die Gutsituierten nicht etwas abgeben, damit Unvermöglichen geholfen werden kann?

In Amerika leihen die Universitäten strebsamen Studierenden, die sich an der Mittelschule über ihre Fähigkeiten gut ausgewiesen haben, unverzinsliche Vorschüsse, die von den Empfängern, wenn sie selber verdienen, wieder zurückzuerstatten sind. Ich halte dieses Verfahren für außerordentlich glücklich und nachahmenswert. Erstens sind diese Vorschüsse nicht demütigend — man wird sie von der Bildungsstätte mit ihrem idealen Charakter ungescheuter annehmen als vom Staat — und zweitens werden sie für die Studenten ein Ansporn sein, sich zu ertüchtigen, um bald unabhängig zu werden und etwas Rechtes zu leisten. Das Kapital für einen solchen Vorschußbetrieb würden unsere Universitäten sicher leicht erhalten.

Ein weiteres Mittel wird die Dezentralisation des Mittelschulunterrichts sein, d. h. die Gründung von untern oder, wenn die nötigen, sehr beträchtlichen Mittel dazu vorhanden sind, von ganzen Mittelschulen auf dem Lande, damit den Befähigsten aller Landesteile höhere Schulen zur Verfügung stehen. Es ist für die Eltern kostspielig, ihre Kinder in die Stadt zu schicken und aus erzieherischen Gründen, wenn immer möglich, zu vermeiden, sie zu früh aus der Familie herauszureißen. In diesem Zusammenhang möchte ich noch einer andern Art von Schulen das Wort reden. Gegenwärtig sind junge Leute, die durch allerlei Umstände verhindert wurden, den regelmäßigen Studiengang einzuschlagen, auf eine besondere Gattung von Privatschulen angewiesen, in denen sie in möglichst kurzer Zeit auf die Hochschulen eingedrillt werden, schablonenhaft, weit mehr mit Rücksicht auf das Examen als auf das organische Wachstum ihrer Geisteskräfte. Dieser Leute — es gibt sehr tüchtige unter ihnen — sollte sich der Staat durch Schaffung von Schulanstalten annehmen, die durch eine elastische Organisation auf alle Bedürfnisse und Begabungen ihrer Zöglinge Rücksicht nehmen könnten. Sie müßten vorzüglichen Pädagogen anvertraut werden und an ein weniger scharf umschriebenes Programm und Lehrziel gebunden sein als die eigentlichen Mittelschulen, damit sie nicht, wie die genannten Privatschulen, zum Drill greifen müßten. In ihnen würden auch die einseitig hervorragend Begabten, die in andern Schulen nicht gedeihen, eine geeignete Bildungsstätte finden. Als eine Art Ergänzung zu dieser Anstalt würde eine Volkshochschule treten mit im wesentlichen praktischen

Zielen, während die zielbewußte Förderung der Wissenschaften den alten Hochschulen verbliebe.

Im ferneren sollte auch das Frauenstudium auf der Mittelstufe gründlich umgestaltet werden, und zwar unter größerer Rücksichtnahme auf die besondere Veranlagung des weiblichen Geschlechts. Die Erfüllung dieses Postulats wird sich übrigens durch die Wendung, die die Frauenfrage genommen hat, in aller nächster Zeit aufdrängen.

Alle diese Wege, die Tüchtigen aller Volksteile an die ihnen gebührende Stelle zu leiten, werden indessen nicht ausreichen, das Problem ganz zu lösen; das wird erst möglich sein, wenn die sozialen Ungleichheiten, die an der einseitigen Rekrutierung unserer wissenschaftlichen Arbeiter vor allem schuld sind, ausgeglichen oder doch gemildert werden.

Es kann für den unbefangen Urteilenden kein Zweifel darüber bestehen, daß die wissenschaftlichen Berufsarten eine Art Monopol der bemittelten Klassen bilden. Privatmonopole jeder Art sind aber vom Übel, und unser Streben muß dahin gehen, sie so gut als möglich abzubauen, um einem Zustand, in dem die Eignung den Ausschlag gibt, das freie Spiel der Kräfte wirklich vorhanden ist, immer näher zu kommen. Man kennt die Rolle, die nicht nur das Geld, sondern auch verwandtschaftliche Beziehungen und Verbindungen aller Art im Leben spielen. Erst wenn es gelingt, diese Faktoren zurückzudämmen, wird man von einem freien Wettbewerb reden können, wird jeder zur Einsetzung aller seiner Kräfte angespornt werden. Denn es liegt doch auf der Hand, daß die Aussicht auf eine große Erbschaft nicht dazu angetan ist, die Energie in einem jungen Menschen zu stärken. Er braucht sich ja nicht besonders anzustrengen, um behaglich leben zu können. Kein Wunder, daß bei solchen Leuten die Aneignung eines Fach- und Wissensgebietes sich nicht selten ohne innere Teilnahme, ohne eigentlichen Bildungstrieb vollzieht und daß sie später im Beruf ihr geistiges Kapital weniger gut anzulegen verstehen als ihr materielles. Sie zählen sich zu den Gebildeten, sind aber lebendige Leichname. Ihre zum vornherein gesicherten Lebensverhältnisse wurden ihnen zum Fluch. Damit ist der Punkt angegeben, wo die Erbgesetzgebung und die Steuerpolitik regulierend einzusetzen haben. Je näher wir dem Zustand kommen, da alle unter den gleichen Be-

dingungen, auf der selben Basis, beginnen müssen, umso gerechter und zweckmäßiger wird sich die Auslese vollziehen.

Man wird mir nun entgegenhalten, daß alle diese Mittel: weitherzige Stipendienordnung, Studievorschüsse, Landmittelschulen, Schulen für unregelmäßig Vorgebildete und einseitig Begabte, zweckmäßige Mittelschulen für das weibliche Geschlecht und sozialer Ausgleich den Zudrang zu den höheren Studien noch fördern und das geehrte Proletariat erst recht züchten werden. Das würde ohne Zweifel eintreten, wenn ihnen keine Ablenkungs-, Schutz- und Hemmungsmaßnahmen an die Seite gestellt würden. Zu den letzteren gehört die Umgestaltung und Vertiefung des Unterrichtsbetriebs, wie ich sie zu skizzieren versuchte. Schutz bedürfen bei uns die einheimischen geistigen Arbeiter gegenüber der Konkurrenz der eingewanderten. Für die Ärzte ist in dieser Hinsicht jetzt schon in wirksamer Weise gesorgt; sonst aber ist nicht zu leugnen, daß die Ausländer, besonders in technischen Berufsarten, häufig in einer günstigeren Position sind als die Schweizer. Im Ausland trifft man häufig Schweizer in zweiter und dritter Stellung, selten in erster, während schweizerische Betriebe recht oft unter ausländischer Leitung stehen. Der Ausländer bei uns hat eben hinter sich seine Auslandskolonie, die ihn protegiert, und außerdem das ausländische Kapital. Wo sich dieses zu schaffen macht, kommt es immer Ausländern zu gut, die sich als Pioniere ihres Volkes auffassen. Ein ausländischer Fabrikdirektor wird in der Regel, wenn es ihm die Umstände erlauben, seinen Landsleuten und seinem Heimatlande Vorteile zuzuwenden versuchen. So wirkt das fremde Geld bei uns vielfach für das Ausland, während das in den mächtigen Nachbarländern untergebrachte, beträchtliche Schweizerkapital nicht uns, sondern der Fremde dient. Jede Million ausländischen Kapitals bedeutet für uns nicht nur einen Abbruch an unserer wirtschaftlichen Selbständigkeit, sondern auch eine Verschlechterung der Chancen unserer geistigen Arbeiter. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen gerade initiative Köpfe unserem Lande verärgert den Rücken kehren. In den staatlichen oder vom Bund oder den Kantonen unterstützten Betrieben, Eisenbahnen usw. sollte deshalb von dem oberen technischen Personal ein *schweizerisches* Diplom verlangt werden, wie es für die Ausübung des ärztlichen Berufes gefordert wird. Wichtiger und wirksamer aber wäre es,

wenn unsere Privatbetriebe sich besser dessen bewußt würden, daß sie auf Schweizerboden stehen. Merkliche Besserung wird jedoch da nicht zu erwarten sein, so lange die Fremden einen so hohen Prozentsatz unseres Volkes ausmachen, und so lange so viel ausländisches Kapital bei uns arbeitet.

Wenn ich von Ablenkungsmaßnahmen sprach, so dachte ich in erster Linie an die Dezentralisation der Industrien, verbunden mit einer vernünftigen Siedlungspolitik, um im Handwerk und im bäuerlichen Gewerbe vermehrte günstige Existenzmöglichkeiten zu schaffen, unter anderen auch für solche, die sich sonst dem Studium zuwenden würden, ohne dazu die nötigen Voraussetzungen in sich zu tragen. Von den Vorzügen, die das Handwerk bietet, habe ich schon früher gesprochen. Die gleichen Voraussetzungen für das Wohlsein des Körpers und des Geistes bietet das Bauernleben mit seiner in der Familie zusammengefaßten Arbeitsgemeinschaft, seiner Tätigkeit im Freien und im beständigen Kontakt mit der Natur.

Indem ich die Grundlagen für einen gerechten und belebenden Wettbewerb in den wissenschaftlichen Berufen zu entwerfen versuchte, war ich mir wohl bewußt, daß ich im wesentlichen äußere Mittel vorschlug, vorschlagen mußte, wenn die Volksgemeinschaft damit etwas anfangen können. Dabei darf es aber nicht bleiben. Wenn wir zu einem wirklich menschenwürdigen Zustand gelangen wollen, muß zu der äußeren Neuorientierung sich eine innere gesellen. Immer wieder rufen Einsichtige der Menschheit zu, sie befindet sich auf falschen Wegen. Wird man auf sie hören? Man hat es schon erlebt, daß durch eine geistige Strömung große Teile der Menschheit aufgerüttelt und zu einer Art Bekehrung geführt wurden. Stehen wir am Anfang einer solchen Bewegung? Erkennen breite Schichten, daß das Grundübel unseres jetzigen Zustandes eine falsche Zielsetzung ist, eine verfehlte Auffassung vom menschlichen Leben und seinem Zwecke, und daß die Lösung des allgemeinen Unbehagens nur von innen heraus kommen kann? Man verspürt noch nicht viel davon. Vorderhand übertönt der Ruf nach materiellen Gütern alles und zwar in sämtlichen Volksschichten. Und doch wurde es der Menschheit schon vor längerer Zeit verkündet, daß wir nicht vom Brot allein leben, mit andern Worten, daß die Entfaltung und Erkämpfung des Göttlichen im Menschen, das zugleich das eigentlich Menschliche ist, das allgemeine große Ziel

unseres Lebens sein muß. Das untergeordnete berufliche Ziel aber soll sein: die Harmonie von Begabung und Tätigkeit und die Wiederbeseelung der Arbeit. Auf die gelehrteten Berufsarten angewendet heißt das: Wer studieren will, sei sich darüber klar, daß ein akademischer Beruf nicht für die Mittelmäßigen ist, keine Sinekure werden darf, daß er an Anstrengung und auch an Entzag alle andern übertrifft, daß er an und für sich nicht höher zu werten ist als ein Handwerk und erst durch hervorragende Leistungen seinen besondern Preis erhält. Oder wie sich F. Nietzsche ausdrückt: «Ich will es dahin bringen, daß es der heroischen Stimmung bedarf, um sich der Wissenschaft zu ergeben.»

Wir stehen in einer außerordentlich radikalen Zeit. Der Respekt vor dem historisch Gewordenen ist zerschmolzen. Nie war eine Zeit günstiger, Neues zu schaffen. So schaffe man Neues, aber mit erhobenem Sinn!